

NICHTWISSEN IM ÜBERFLUSS?

EINIGE PRÄZISIERUNGSVORSCHLÄGE

IM HINBLICK AUF NICHTWISSEN UND TECHNIK

Andreas Kaminski

»Welt zu haben, ist immer das Resultat einer Kunst, auch wenn sie in keinem Sinne ein ›Gesamtkunstwerk‹ sein kann.« Hans Blumenberg

In Kafkas Erzählung »Der Bau« steht ein eigenartiges Tier im Mittelpunkt, das sich einen gigantischen Bau unter der Erde eingerichtet hat, der seinem Schutz dient.¹ Nur ein großes Loch ist von außen sichtbar, das aber eine List darstellt und in die Irre führt. Unter einer tarnenden Moosschicht befindet sich der einzige tatsächliche Eingang. Gleich darauf folgt aber ein so fintenreiches Labyrinth, dass sich das Tier manchmal selbst darin zu verirren droht. Gelangt man durch das Labyrinth, kommt man in das System von Gängen, in denen das Tier lebt. Die Gänge erweitern sich alle hundert Meter zu einem kleinen runden Platz. »Nicht ganz in der Mitte des Baues, wohl-erwogen für den Fall der äußersten Gefahr, nicht geradezu einer Verfolgung, aber einer Belagerung, liegt der Hauptplatz« (468). Aufgrund dieser Funktion wird er zumeist »Burgplatz« genannt.

Dies ist die Modellsituation, in die Kafka einführt. Aber Modell wofür? Mein Vorschlag ist es, den Bau als Modell für das Verhältnis von Technik und Sicherheit, Nichtwissen und Vertrauen, Furcht und Angst in modernen Gesellschaften zu verstehen. Dabei zeigt die Erzählung, womit sich die Moderne selbst überrascht hat: dass selbst ein ausgeklügeltes technisches System, hier der Bau, die Welt im gänzlich Ungewissen lassen kann.

Früh schildert das Tier, dass der Zugang zum Bau »so gesichert [ist], wie eben überhaupt etwas auf der Welt gesichert werden

1 | Franz Kafka: »Der Bau«, in: Erzählungen, Frankfurt/Main 1996, S. 465–507. Nachfolgende Seitenangaben in Klammern beziehen sich, soweit nicht anders angegeben, auf dieses Werk.

Andreas kann«, dennoch sein »Leben hat selbst jetzt auf seinem Höhepunkt
Kaminski kaum eine völlig ruhige Stunde« (465). Jener Moment des Eintretens, in dem der Kopf schon im Eingang, der restliche Körper aber völlig ungeschützt dem vorgestellten Angriff frei gegeben ist, ist eines dieser Probleme. Und so spielt das Tier die Situation durch, einen »Vertrauensmann« zu haben, der im Falle einer Gefahr beim Hinabsteigen warnt. Aber auch beim Vertrauen bleibt ein »Rest« Unsicherheit, nämlich der »Vertrauensmann«: »Kann ich dem, welchem ich Aug in Aug vertraue noch ebenso vertrauen wenn ich ihn nicht sehe [...]. Es ist verhältnismäßig leicht jemandem zu vertrauen, wenn man ihn gleichzeitig überwacht oder wenigstens überwachen kann« (481). Auch dass der Eingang unter dem Moos offen ist, bereitet Probleme. Doch ihn zu zu schütten mit loser Erde, um ihn leicht freilegen zu können, ist keine Lösung, denn damit wäre ein schneller Fluchtweg versperrt. Und deshalb gilt die moderne Erfahrung, »gerade die Vorsicht verlangt wie leider so oft, das Risiko des Lebens« (466).

Mehrfach wünscht sich das Tier aufgrund dieser Probleme, den Bau anders angelegt zu haben. Das Labyrinth erscheint ihm inzwischen »zwar theoretisch vielleicht köstlich [...] in Wirklichkeit aber eine viel zu dünnwandige Spielerei«, nur wäre das Risiko einer Änderung durch die Aufmerksamkeit, welche dies auf den Bau ziehen würde, zu groß (473). Weiterhin würden mehrere Burgplätze eine größere Sicherheit bringen, wären vom Aufwand aber kaum leistbar gewesen, und v.a. ist dies wie bei großen technischen Systemen üblich »im Gesamtplan meines Baus jetzt nachträglich nicht mehr unterzubringen« (471). Ferner könnten sich zwei Eingänge als vorteilhaft erweisen. »Und damit verliere ich mich in technische Überlegungen, ich fange wieder einmal meinen Traum eines vollkommenen Baues zu träumen an« (482). Aber sogleich stellt sich die Frage, ob »technische Errungenschaften« wie ein zweiter Ausgang den Frieden des Baues bewahren würden und damit das, wofür der Bau doch da ist (ebd.). Schließlich führt die »häufige Beschäftigung mit Verteidigungsvorbereitungen« zur Erfahrung, dass selbst jegliche »Berechnung« kontingent bleibt (469f.). Manchmal erscheint es günstiger, den Vorrat zu verteilen und so Risikostreuung zu betreiben. Aber auch eine Konzentration auf dem Burgplatz hat Vorteile. So werden die Vorräte hin und her getragen, »und nur irgendeine beliebige Veränderung des gegenwärtigen mir so übergefährlich scheinenden Zustands will mir schon genügen« (470). Nichtwissen und Risiko lassen sich nicht eliminieren, sondern treten verstärkt hervor. Angesichts dessen wird Kultur pessimistisch beurteilt und eine Sehnsucht nach dem status naturalis kommt zuweilen auf:

»Ich bin nicht ganz fern von dem Entschluß in die Ferne zu gehen, das alte

trostlose Leben wieder aufzunehmen, das gar keine Sicherheit hatte, das eine einzige ununterscheidbare Fülle von Gefahren war und infolgedessen die einzelne Gefahr nicht so genau sehen und fürchten ließ, wie es mich der Vergleich zwischen meinem sichern Bau und dem sonstigen Leben immerfort lehrt.« (479)

*Nichtwissen
im Überfluss?*

Sicherheitstechnik, welche das Friedlichkeitsgefühl bedroht; Vertrauen, das ein Risiko darstellt; die Irritation, aus Vorsicht Risiken eingehen zu müssen; die Trägheit bis Irreversibilität großer technischer Systeme, welche Probleme bereitet: Kafkas Erzählung »Der Bau« scheint in einem konzentrierten Modellversuch die Selbstüberraschung moderner Gesellschaften durchzuspielen, die auf Technik und Wissen setzten und sich daraufhin mit mehr Nichtwissen und mehr Technik konfrontiert sehen. In der Ökonomie und in der Pädagogik, in Politik, Wissenschaft und v.a. in der Technik wird Nichtwissen zur Kategorie ersten Ranges erklärt. Dabei erscheint Nichtwissen als so dominant, dass die Frage plausibel wird, ob statt Wissen nicht vielleicht »Nichtwissen zur wichtigsten Ressource des Handelns wird«².

Die These, dass die selbstaufgeklärte Moderne sich von anderen Gesellschaftstypen durch ihr Nichtwissen unterscheidet, ist nahezu klassisch. Nichtwissen gerät so zum Bestimmungsmerkmal: »*Nicht Wissen, sondern Nicht-Wissen ist das ›Medium‹ reflexiver Modernisierung.* [...] Wir leben im Zeitalter der Nebenfolgen.«³ Nun mag man darin eben eine Selbstüberraschung der Moderne sehen, eine ausgezeichnete Radikalität des Nichtwissens ist dagegen fraglich. Mit mehr historischer Distanz könnte rückgefragt werden, ob für Nikolaus von Kues oder die pyrrhonische Skepsis Nichtwissen weniger dominant war. Allerdings würde eine Gleichsetzung wiederum eine zu große Abstraktionshöhe verraten. Man darf nicht in einen analogen Fehler zu dem verfallen, den Hans Blumenberg darin sieht, die Behauptung: »Die Neuzeit ist durch Technisierung gekennzeichnet«, dadurch zu kontern, dass man auf Technik als anthropologisches Strukturmerkmal verweist und so zwischen »Faustkeil und Mondrakete nur eine quantitative Differenz der Komplikationssteigerung zulässt.«⁴

2 | Niklas Luhmann: »Ökologie des Nichtwissens«, in: Beobachtungen der Moderne, Opladen 1992, S. 184f. Zur eigentlichen Provokation, welche dies darstellt, später mehr.

3 | Ulrich Beck: »Wissen oder Nicht-Wissen? Zwei Perspektiven ›reflexiver Modernisierung‹«, in: ders./Anthony Giddens/Scott Lash (Hg.), Reflexive Modernisierung, Frankfurt/Main 1996, S. 289–315, hier: S. 298.

4 | Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit, Frankfurt/Main 1996, S. 268.

Andreas
Kaminski Ist Nichtwissen in den technisierten Gesellschaften wie in Kafkas »Bau« im Überfluss vorhanden? Mein Beitrag ist ein Versuch, eine Klärung und Präzisierung des Status von Nichtwissen zu erreichen. Um dies zu leisten, fragt er erstens in einem historischen Vorlauf nach den dominanten Beschreibungen von Nichtwissen. Dadurch sollen in einem zweiten Schritt einige kontinuierliche Annahmen expliziert werden, deren Selbstverständlichkeit befragt wird. Es zeigt sich, dass zahlreiche Theorien suggerieren, Nichtwissen dringe bis in die letzten Ritzen der Technik und ihrer Gesellschaft, sei omnipräsent. In präzisierender Absicht versucht mein Beitrag zu betonen, wie schwer es aus einer Alltagsperspektive ist, Nichtwissen zu erzeugen. Anders ist dies mit Blick auf neue Technologieparadigmen, die in einem dritten Schritt betrachtet werden. Dabei stellt sich die Frage, wie es neue Technologien erreichen, dass ihnen ein enormes Potential zugeschrieben wird. Hierfür sucht der Beitrag Beschreibungsmöglichkeiten aufzuzeigen.

»Konzeptualisierungen« des Nichtwissens

Ein passabler Teil der neuzeitlichen Geschichte von Nichtwissen spielt sich in Metaphern ab. Und diese Metaphern, das soll sich später zeigen, sind folgenreich gewesen für aktuelle Selbstbeschreibungen.

Begierde und Grenze

Wenn es zutrifft, dass die Neuzeit die curiositas aus dem Lasterkatalog befreit hat, stellt sich die Frage, wie mit einer derart freigesetzten Wissbegierde umzugehen sei. Betrachtet man vor diesem Hintergrund Humes »Treatise of Human Nature«, kann man die Fortentwicklung dieses Problems entdecken. Hume kommt in der Einleitung auf das Ausbleiben eines Fortschritts der Philosophie in bedeuten den Fragen zu sprechen. Es sei »die Unwissenheit zu beklagen, die in den wichtigsten Fragen, welche vor den Richterstuhl menschlicher Vernunft kommen können, noch immer auf uns lastet«⁵. Humes Doppellösung besteht bekanntlich einerseits in der Untersuchung der »human nature«, andererseits in der empirischen Methode, die zur einschränkenden Regel führt, »nie über Erfahrung hinauszugehen«⁶. Damit schließt Hume bestimmte Erklärungsgründe aus: »Jede Hypothese, welche die letzteren und ursprünglichen Eigen-

5 | David Hume: Ein Traktat über die menschliche Natur, Bd. 1, Hamburg 1989, S. 1.

6 | Ebd., S. 5.

schaften der menschlichen Natur entdeckt haben will, sollte darum *Nichtwissen im Überfluss?* von vornherein als anmaßend und chimärisch zurückgewiesen werden.«⁷ Wenn die »ultimate principles« zu erforschen ausgeschlossen wird, dann bleibt notwendig Unwissenheit übrig. Man kann (oder darf) nicht (mehr) über Erfahrung hinausgehen. Eine Grenze wird errichtet, die Wissbares vom Unwissbaren trennt, indem sie die Grenze der human nature markiert.

Aber was kann diese Grenze schützen, damit zumindest der imaginäre Übertritt (denn ein tatsächlicher kann ja nicht stattfinden) ausbleibt? Die moralischen Grenzwächter haben den Posten verlassen. Die Gefahr einer schrankenlosen, sich selbst verirrenden Wissbegierde tritt auf, kann aber gleichwohl nicht mit dem Tugendkatalog zugedeckt werden. Hume selbst behandelt die Wissbegierde in seinem zweiten Buch »Über die Affekte« denn auch gänzlich positiv und bezeichnet sie dort als »die erste Quelle aller unserer Untersuchungen«⁸. Was Hume bleibt, ist dann auch nicht mehr als eine affektökonomische Klugheitsregel: »Es ist Tatsache, dass Verzweiflung annähernd dieselbe Wirkung auf uns ausübt wie die Befriedigung; ein Wunsch verschwindet, sobald wir mit dem Gedanken der Unmöglichkeit ihn zu befriedigen, uns vertraut gemacht haben.« Diese Unmöglichkeit der Erfüllung muss also eingesehen werden. Und dabei bahnt sich die Grenzmetaphorik an: »Wenn wir sehen, dass wir an der äußersten Grenze menschlichen Denkens angelangt sind, ruhen wir befriedigt aus; obgleich wir im Grunde vollkommen von unserer Unwissenheit überzeugt sind.«⁹ Hume selbst spricht zwar im englischen Text an der entscheidenden Stelle von der »utmost extent«, welche erreicht ist. Aber die Geographie des Wissens ist entworfen.

Und Kant greift diese Metaphorik des Raumes auf. Er wirft Hume vor, dass dieser nur eine Schranke hingesetzt habe, wo die Grenze zu kartieren sei, welches er selbst nun mit seiner Kritik nachhole.¹⁰

Horizont

Mit der Metapher der Grenze wird nicht nur die Wissbegierde behandelt, sondern zugleich der Bereich des Wissbaren vom prinzipiell Nichtwissbaren getrennt. Diese Grenze ist fix. Sie ist unveränderlich, ebenso unverschiebbar wie im Hinblick auf Wissen unüberschreitbar.

7 | Ebd.

8 | Ebd., S. 188.

9 | Ebd., S. 6.

10 | Immanuel Kant: Kritik der reinen Vernunft, Darmstadt 1998, B 789/A 761.

Andreas Bei Kant wird diese Grenze an einer Stelle mit einer anderen Meta-
Kaminski pher identifiziert: Die Grenze sei die eines Horizontes, welcher »den
Inbegriff aller möglichen Gegenstände für Erkenntnis« einfasst.¹¹
Damit ist jedoch die Möglichkeit einer innerempirischen Dynamisie-
rung des Bereichs von Wissen und Nichtwissen angezeigt.

Zunächst nimmt Edmund Husserl die Metapher des Horizonts
auf.¹² Mit jeder Verschiebung verschiebt sich auch der Horizont. Er
wandert mit, sodass man sich ihm nie annähern kann, wenn man
auch einen Schritt auf ihn zugeht.

Dieses metaphorische Beschreibungspotential führen Schütz und
Luckmann aus. Der Horizont ist nie einholbar, was für sie dazu
führt, dass Wissensprozesse nie zu einem in der Gegenständlichkeit
selbst liegenden Ende gelangen können: »Der innere und äußere
Horizont der Erfahrungen, auf die sich die Auslegungen beziehen,
ist prinzipiell *unbegrenzt*, die Auslegungen selber aber grundsätzlich
beschränkt.«¹³ Erneut wird Wissen limitiert, sodass jenseits der
Scheidelinie Nichtwissen liegt. Aber die Grenze ist der Remetaphori-
sierung als Horizont entsprechend zweideutig. Die doppelte Meta-
phorik im Zitat spricht es aus. So heißt es: »prinzipiell unbegrenzt«,
aber »grundsätzlich beschränkt«. Denn alles Nichtwissen ist zwar
nun, soweit es überhaupt erfahrbar ist, für Schütz und Luckmann
potentielles Wissen. Wissen ist also prinzipiell unbegrenzt. Aber weil
das Nichtwissen infinit ist, der Wissensprozess aber finit ist, gilt ih-
nen Nichtwissen als prinzipielles Nichtwissenkönnen. Wissen ist also
grundsätzlich beschränkt, trotz der prinzipiellen Unbegrenztheit.
Durch den Einsatz von Schranke und Grenze innerhalb des Horizonts
kann es paradoxer-, aber konsequenterweise nur zu einer Annähe-
rung ohne Ankunft kommen, ja sogar ohne Verringerung der Dis-
tanz.

Das Ganze und die Teile

Innerhalb dieser Metaphorik von Fundament und Horizont ist der
Gedanke nicht formulierbar, dass durch Wissen Nichtwissen entsteht.
Und dann erst recht nicht: dass durch die Steigerung des Wissens
das Nichtwissen gesteigert wird. Der Horizont weicht nicht mit jedem
Schritt auf ihn zu um zwei Schritte zurück. Eben dieser Gedanke ei-

11 | Ebd., B 787/A 759.

12 | Vgl. Edmund Husserl: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phä-
nomenologischen Philosophie, in: Elisabeth Ströker (Hg.), Gesammelte Schrif-
ten, Bd. 5, Hamburg 1992, S. 57f.

13 | Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, Konstanz
2003, S. 230. Hervorhebung A.K.

nes Nichtwissens durch Wissen taucht aber zu dem Zeitpunkt auf, als die Arbeitsteilung vermehrt soziologisches Interesse auf sich zieht. *Nichtwissen im Überfluss?*

Um die Folgen der Arbeitsteilung zu thematisieren, arbeitet Georg Simmel mit der Differenz von Ganzheit und Teil. Durch die Arbeitsteilung wird für Simmel nicht nur die Produktivität materieller Güter gesteigert, sondern v.a. auch Wissen vergrößert. Aber wenn die Einzelnen in der Arbeitsteilung das Wissen der Gesellschaft als dem Ganzen ständig vermehren, so werden für Simmel die Teile, welche die Individuen davon erlangen, zunehmend kleiner. Damit ergibt sich für Simmel, dass

»in einer größeren Gesellschaft immer nur ein gewisser Teil der objektiven Kulturwerte zu subjektiven werden wird. Betrachtet man die Gesellschaft als ein Ganzes, [...] so ist die gesamte Kulturentwicklung, für die man so einen einheitlichen Träger fingiert hat, reicher an Inhalten, als die jedes ihrer Elemente. Denn die Leistung jedes Elements steigt in jenen Gesamtbesitz auf, aber dieser nicht zu jedem Element hinab.«¹⁴

Vor diesem Hintergrund gewinnt bei Simmel ein Vergleich an Farbkraft: Der »primitive Mensch, in einem Kreise von geringerem Umfang lebend«, hat verglichen mit »höherer Kultur« einen größeren Überblick über sein Dasein.¹⁵ Er muss darum für Simmel weniger Vertrauen aufbringen als der moderne, wobei Vertrauen »ein mittlerer Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen« sei.¹⁶ Und »in diese Kategorie gehört es, dass die Maschine so viel geistvoller geworden ist als der Arbeiter. Wie viele Arbeiter, sogar unterhalb der eigentlichen Großindustrie, könnten denn heute die Maschine [...] verstehen?«¹⁷ In weitestgehend gleicher Weise beschreibt Max Weber das Verhältnis von Wissen und Nichtwissen. Auch Weber arbeitet wie Simmel mit dem Topos des Vergleichs moderner mit sog. einfachen Gesellschaften und sieht in der Arbeitsteilung einen entscheidenden Faktor:

»Der Fortschritt der gesellschaftlichen Differenzierung und Rationalisierung bedeutet also [...] ein im ganzen immer weiteres Distanzieren der durch die rationalen Techniken und Ordnungen praktisch Betroffenen von deren ratio-

14 | Georg Simmel: »Die Arbeitsteilung als Ursache für das Auseinandertreten der subjektiven und der objektiven Kultur«, in: Heinz-Jürgen Dahme/Otto Rammstedt (Hg.), *Schriften zur Soziologie*, Frankfurt/Main ⁵1995, S. 95–128, hier: S. 104.

15 | Georg Simmel: *Soziologie*, Frankfurt/Main 1992, S. 388.

16 | Ebd., S. 393.

17 | G. Simmel: »Die Arbeitsteilung als Ursache für das Auseinandertreten der subjektiven und der objektiven Kultur«, S. 98.

Andreas naler Basis, die ihnen, im ganzen, verborgener zu sein pflegt wie dem ›Wil-
Kaminski den‹ der Sinn der magischen Prozeduren.«¹⁸

Und Weber fährt fort: »Ganz und gar nicht eine Universalisierung des Wissen [...] bewirkt also [die] Rationalisierung, sondern meist das gerade Gegenteil.«¹⁹

Figur: Nichtwissen durch Wissen

Die durch die Differenzierungsmetaphorik von Ganzem und Teil gewonnene Idee einer Dynamisierung von Nichtwissen durch Wissen wurde in der Folgezeit auf eine abstraktere Figur gebracht: Nichtwissen als direkte Folge von Wissen. Mehr noch und v.a.: Steigerung des Nichtwissens durch eine Steigerung des Wissens. Und damit wird Nichtwissen als prinzipielles Nichtwissenkönnen begriffen. Denn wenn Wissen selbst zu Nichtwissen führt, dann scheint jeder Ausweg versperrt.

Eine deutliche Veränderung zu den Rationalisierungstheorien ist dabei zu verzeichnen. Es ist nicht mehr die Arbeitsteilung, welche die Differenz zwischen Ganzem und Teil, Wissen und Nichtwissen vergrößert. Vielmehr wird nun immer deutlicher Wissen selbst und nicht mehr seine Akkumulation als Grund für Nichtwissen angeführt. Es handelt sich dabei um eine extrem erfolgreiche Figur, die in nahezu allen Debatten zu Technik und Wissen wirksam ist. Exemplarisch für die weite Verbreitung seien nur einige Einsätze benannt.

Bei Luhmann heißt es in einer generellen Einschätzung der »Soziologie des Risikos«:

»Je mehr man weiß, desto mehr weiß man, was man nicht weiß [...]. Je rationaler man kalkuliert und je komplexer man die Kalkulation anlegt, desto mehr Facetten kommen in den Blick, in bezug auf die Zukunftungswissheit und daher Risiko besteht.«²⁰

Diese Figur selbst ist für Luhmann die paradoxe Form der Hochtechnologie. Technik stellt für Luhmann eigentlich eine funktionierende Simplifikation dar im Vergleich zu einem komplexeren Außen.²¹

18 | Max Weber: »Ueber einige Kategorien der verstehenden Soziologie«, in: Johannes Winkelmann (Hg.), *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988, S. 427–474, hier: S. 473.

19 | Ebd.

20 | Niklas Luhmann: *Soziologie des Risikos*, Berlin 1991, S. 37. Vgl. auch ders.: *Die neuzeitlichen Wissenschaften u. die Phänomenologie*, Wien 1996, S. 13.

21 | Vgl. dazu auch Luhmann: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1997, S. 517–536.

Wird im Fall der Hochtechnologie die Technik zunehmend mit Komplexität angereichert, wird diese Grenze destabilisiert.²² Die Technik bestimmende Form von simplifiziertem Innen und komplexem Außen findet sich in einer Art re-entry in der Technik selbst wieder und dies ist eine Transskription der Figur: Steigerung des Nichtwissens durch Steigerung des Wissens.

*Nichtwissen
im Überfluss?*

In dem Vortrag »Ökologie des Nichtwissens« verwendet Luhmann diese Figur in temporaler Hinsicht. Die in der Moderne relevanten Zeiträume werden, so Luhmann, sowohl erheblich größer als auch kleiner, und zwar durch Technik und Wissenschaft.²³ Man denke an radioaktive Halbwertszeiten, welche Planungen für große Zeiträume erfordern (würden), während in Reaktoren zugleich kleinste zeitliche Prozesse steuerbar gemacht werden müssen. Mit dieser Ausdehnung der Zeiträume ins Große und Kleine verschiebt sich auch das Verhältnis von Wissen und Nichtwissen. Eine weit entfernte Zukunft wird nun vorstellbar, aber: »Je weiter man in die Zukunft blickt, desto wahrscheinlicher ist ein Übergewicht der nicht vorhergesehenen Folgen.«²⁴

Klaus P. Japp hat die Unterscheidung von spezifischem und unspezifischem Nichtwissen ausgearbeitet, auf die ich später noch zu sprechen komme.²⁵ Daneben findet sich die Überlegung, dass die Grenze zwischen Wissen und Nichtwissen unscharf zu werden droht: »Die Grenzen werden zunehmend porös«²⁶. Denn die Wissensgewinne führen etwa durch Vernetzung und Komplexität zu Risiken. Japp verdeutlicht dies am BSE-Konflikt. Und in diesem Kontext wird auch mit der erwähnten Figur operiert:

»Im Zuge der Steigerung von Wissen stellt sich Nichtwissen in Form wissensoperativ konstitutiver »blinder Flecken« überproportional ein. Z.B. erzeugt das hypothetische Wissen über ökologisch riskante Tiermehlverfütterung noch weit größeres Nichtwissen im Hinblick auf Zeitfolgen der Verbreitung, sachliche Alternativgenesen des Auslösesyndroms und der Verbreitung sowie soziale Betroffenheitsverteilungen. Und dies geht irreduzibel so weiter.«²⁷

22 | N. Luhmann: Soziologie des Risikos, S. 97–100.

23 | N. Luhmann: »Ökologie«, S. 167.

24 | Ebd., S. 185.

25 | Klaus P. Japp: »Die Beobachtung von Nichtwissen«, in: Soziale Systeme, 3/2 (1997), S. 289–312.

26 | Klaus P. Japp: »Struktureffekte öffentlicher Risikokommunikation auf Regulierungsregime. Zur Funktion von Nichtwissen im BSE-Konflikt«, in: Christoph Engel/Jost Halfmann/Martin Schulte (Hg.), Wissen/Nichtwissen unsicheres Wissen, Baden-Baden 2002, S. 35–67, hier: S. 46.

27 | Ebd.

Andreas Dies wird durch die erwähnte Metapher des Horizonts ins Generelle
Kaminski plausibilisiert: »In einem radikalen Sinn wird der Horizont möglichen Nichtwissens mit den kognitiven Operationen des Wissenserwerbs mitgezogen.«²⁸

Gerhard Gamm's Überlegungen zur Paradoxie unbestimmter Bestimmtheit führen ihn in der Diskussion von Technik zum homologen Theorem, wenn es heißt, dass »das Unbestimmte in Folge einer Überlast analytischer Bestimmungen entsteht«²⁹. Oder »wenn mit dem vermehrten Wissen über die Varianz der Verhältnisse das Nichtwissen und damit die Unbestimmbarkeit steigt«³⁰. Gamm's Deutung von »Technik als Medium« nimmt dies dann schon in die Begriffsbildung von Technik auf.³¹

Man könnte weitere Theorien anführen, welche mit dieser Figur operieren.³² Entscheidender wird es nun aber sein, die Implikationen und Konsequenzen, die Selbstverständlichkeiten und Erklärungslücken dieser Positionen abzuschätzen und gegebenenfalls zu präzisieren. Denn dass die zuletzt genannte, extrem erfolgreiche Arbeitsfigur wichtige Sachverhalte und Problemlagen zu beobachten hilft, hat eine enorme Plausibilität für sich. Nur welche Schlüsse lassen sich daraus ziehen? In der ersten Annäherung geht es um die Frage der Übertragbarkeit der Resultate auf die alltägliche Praxis.

Die Mühen des Nichtwissens

Was haben wir mit dieser Skizze von »Konzeptionen« des Nichtwissens gewonnen? Dazu möchte ich einige Hinweise geben:

Die genannten Positionen zeigen eine klare Kontinuität auf: Sie unterstellen zumeist, *dass Nichtwissen einfach vorhanden ist*; und v.a., *dass es zudem im Überfluss vorhanden ist*. Dies implizieren bereits die verschiedenen Territorialmetaphoriken des Nichtwissens. In

28 | Ebd.

29 | Gerhard Gamm: *Flucht aus der Kategorie. Die Positivierung des Unbestimmten als Ausgang aus der Moderne*, Frankfurt/Main 1994, S. 37.

30 | Gerhard Gamm: »Das Wissen der Gesellschaft«, in: *Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten*, Frankfurt/Main 2000, S. 178–191, hier: S. 178.

31 | Gerhard Gamm: »Technik als Medium. Grundlinien einer Philosophie der Technik«, in: *Nicht nichts. Studien zu einer Semantik des Unbestimmten*, Frankfurt/Main 2000, S. 275–287.

32 | Z.B. Ulrich Beck: »Die Politik der Technik«, in: Werner Rammert (Hg.), *Technik und Sozialtheorie*, Frankfurt/Main, New York 1998, S. 261–292, dort v.a. S. 269f. Anthony Giddens: *Konsequenzen der Moderne*, Frankfurt/Main 1995, S. 54–56. Vgl. auch die Texte von Michael Ruoff und Helmut Willke in diesem Band.

Humes Rede von der »utmost extent« des Wissens ist das schon angelegt. Wenn das Wissbare wie eine *res extensa* einfach vorliegt und immer schon vorhanden ist, nämlich qua human nature, dann ist jenseits der Grenze das Nichtwissbare, welches ebenfalls vorliegt wie die Materie in der Welt. Und eine weitere Grenze des Nichtwissbaren ist nicht gegeben, es scheint somit unendlich in den Raum hinaus zu reichen. Die Metapher des Horizonts führt dann aus, was in der Territorialmetaphorik des Nichtwissens potentiell angelegt ist. Sie dynamisiert innerempirisch die Möglichkeiten zu wissen; doch jeder Landgewinn verringert keinen Zentimeter der infiniten Erstreckung der *terra incognita*. Das Land des Nichtwissens liegt so immer schon vor uns ob wir es beachten oder nicht und ist gar im Überfluss vorhanden. Die Metaphorik von Ganzem und Teil denkt zwar nicht mehr das Nichtwissen als vorhanden, sondern sieht es als Folge von Wissensprozessen. Gleichwohl wird es auf diese Weise um so deutlicher als im Überfluss gegeben betrachtet. Denn wenn Wissen die einzig denkbare Lösung zur Negation von Nichtwissen ist, die Lösung das Problem jedoch steigert, dann ist keine Lösung zu haben. Damit ist eine Verbindung zu der die Technikdiskussion bestimmenden Figur einer Steigerung des Nichtwissens durch Wissen angezeigt. Denn in dieser Figur ist ebenfalls das Nichtwissen als im Überfluss gegeben angelegt.

*Nichtwissen
im Überfluss?*

Ein weiterer Punkt hängt eng damit zusammen: *Nichtwissen wird als prinzipielles Nichtwissenkönnen konzeptualisiert*. Humes Argument für die Verzichtsbereitschaft der Wissbegierde beruht ja genau darauf, dass ohnehin nicht gewusst werden kann, was die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit überschreitet. Die Horizontmetapher stellt Erkenntnis als unendlichen Gang der Wissenschaften vor, der aber niemals den Horizont erreicht oder gar überschreitet und schon deshalb prinzipielles Nichtwissenkönnen niemals umgehen kann. Die Metapher vom Ganzen und Teil modelliert zumindest für moderne Gesellschaften eine unüberwindbare Diskrepanz und Trennung. Und das aktuelle Theorem von Nichtwissen durch Wissen verlagert die Unvermeidlichkeit von Nichtwissen in die Mitte des Wissensbegriffs hinein.

Damit gerät eine Kontinuität in der Diskussion um Nichtwissen in den Blick, deren Selbstverständlichkeit in Frage zu stellen ist.³³ Denn die Doppelbestimmung von Unvermeidlichkeit und Überfluss ist unpräzise: Ihre Geltung scheint mir stärker den Bereich der Kommunikation über Technik zu betreffen als den der alltäglichen Praxis. Daraus ergibt sich aber: Wenn der alltägliche Umgang mit

33 | Diese Doppelkonzeptualisierung führt zu der neuen Metaphorisierung von Wissen als Ressource. Wenn Nichtwissen unvermeidlich und im Überfluss gegeben ist, kann Wissen zu einem knappen Gut werden.

Andreas Technik einer alternativen Logik folgt, dann ist *erstens* die behauptete Unvermeidlichkeit durch eben diese alternative Logik in Zweifel gezogen. Ferner übergeht *zweitens* die Doppelkonzeptualisierung die Fragemöglichkeit nach Formen, welche Nichtwissen derart einklammern, dass es nicht mehr als Nichtwissen in Erscheinung tritt. Schließlich *drittens* verdeckt die Suggestierung eines Überflusses, dass Nichtwissen häufig in mühevollen Prozessen ermittelt werden muss. Dies gilt für die alltägliche Praxis, es gilt jedoch auch für die Wissenschaft, welche zunächst die Erarbeitung von Fragen ist. Dies sei kurz umrissen.

1. Man kann Wittgensteins Philosophie in vielen Passagen als einen Versuch lesen, auf die differente Logik zwischen Reflexion und dem pragmatischen Gleiten durch die Welt hinzuweisen. Sie zielt darauf, die aus theoretischer Sicht bestehende Unterreglung, Anzweifelbarkeit, Unschärfe und Offenheit der Praxis nicht als Problem zu begreifen: »Es kann leicht so scheinen, als *zeigte* jeder Zweifel nur eine vorhandene Lücke im Fundament.«³⁴ Demgegenüber möchte Wittgenstein eine Differenz anzeigen: »Aber das sagt nicht, dass wir zweifeln, weil wir uns einen Zweifel *denken* können.«³⁵

Vor diesem Hintergrund weist Wittgenstein am Beispiel des Spiels mehrfach darauf hin, dass vollständige Durchregelung keine Funktionsbedingung ist: »[E]s gibt ja auch keine Regel dafür z.B., wie hoch man im Tennis den Ball werfen darf, oder wie stark«³⁶. Statt dessen sieht Wittgenstein gerade in der Nichtexaktheit die Möglichkeit reibungslosen Funktionierens:

»Wenn ich Einem sage ›Halte dich ungefähr hier auf!‹ kann denn diese Erklärung nicht vollkommen funktionieren? Und kann jede andere nicht auch versagen? ›Aber ist diese Erklärung nicht doch unexakt?‹ Doch; warum soll man sie nicht ›unexakt‹ nennen? Verstehen wir aber nur, was ›unexakt‹ bedeutet! Denn es bedeutet nun nicht ›unbrauchbar.«³⁷

Jeder Versuch, exakter zu sein, würde das problemlose Funktionieren gerade behindern. Eine Markierung durch einen Kreidestrich etwa würde sogleich zu der Unsicherheit führen, »dass der Strich eine Breite hat.«³⁸

Nun wäre der Einwand denkbar, dass das, was Wittgenstein für

34 | Ludwig Wittgenstein: Philosophische Untersuchungen, Frankfurt/Main 1997, § 87.

35 | Ebd., § 84.

36 | Ebd., § 68.

37 | Ebd., § 88.

38 | Ebd.

den pragmatischen Umgang mit Sprache andeutet, gerade von den aktuellen Techniktheorien beschrieben wird, wenn sie die Grenze zwischen Nichtwissen und Wissen als porös denken oder Nichtwissen im Innern des Wissens tätig sehen. Diese Gleichsetzung würde verkennen, dass Nichtwissen in diesen Techniktheorien zum einen unter dem Stichwort Risiko als Problem auftritt, während der vage Umgang hier gerade problemlos ist; zum anderen Fragen nach der Steuerung, Planung oder wenigstens Kriterien für das Wie-weitermachen aufruft, hier dagegen das Unexakte ausgerechnet das reibungslose Weitermachen ermöglicht.

*Nichtwissen
im Überfluss?*

Eine andere Frage ist, ob man Wittgensteins Beschreibungen, die am Spiel und insbesondere Sprachspiel entwickelt wurden, auf Technik übertragen kann. Und dies scheint mir mit einigen Abweichungen für den alltäglichen Umgang mit Technik leistbar. In erster Annäherung kann man darauf verweisen, dass Heinz von Foerster dargelegt hat, dass keine technische Einrichtung trivial ist. Es gibt keine trivialen Maschinen.³⁹ Das hindert aber nicht daran, im Alltag mit ihnen so umzugehen, als wenn sie trivial wären.⁴⁰ Abweichungen, Störungen, Ausfälle – es gibt genügend Gründe, die man sich *denken* kann, um am Funktionieren zu zweifeln. Pragmatisch tut man es in der Regel nicht. Die Vagheit darin, wann es zu Funktionsversagen kommt, führt im Umgang in vielen Fällen zu dem gleichen Ergebnis, als wenn Technik auf das Schärfste bestimmt wäre. Einen anderen Hinweis liefert Charles Perrow. Während die Großtechnologie mit der Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen rechnen muss, liegt der Alltag in deren Ausblendung.⁴¹ Exakt diese Ausblendung ermöglicht sein reibungsloses Funktionieren, indem auf Reflexion, die Einrichtung von Redundanzen und weitgehende Kontrollen verzichtet werden kann. Dennoch liegt Ausblendung ein wenig quer zur Unterscheidung von Experten und Laien. Denn auch der professionelle Alltag im Umgang mit Hochtechnologie führt zu dieser Ausblendung und muss etwa durch organisatorische Zusatztechniken darauf reagieren.

2. Gleichwohl wird auch der alltägliche Umgang mit Technik von Risikowahrnehmung begleitet. Deshalb stellt sich die Frage nach et-

39 | Vgl. Heinz von Foerster: »Entdecken oder Erfinden. Wie lässt sich Verstehen verstehen?«, in: Einführung in den Konstruktivismus, mit Beiträgen von H. v. Foerster, E. v. Glasersfeld u.a., München, Zürich 1995, S. 41–48.

40 | Vgl. Andreas Kaminski: »Technik als Erwartung«, in: Dialektik, 2004/2, S. 137–150, hier: S. 147f.

41 | Vgl. Charles Perrows Beispiel aus dem Alltag: Normale Katastrophen. Die unvermeidbaren Risiken der Großtechnik, Frankfurt/Main, New York 1992, S. 18–23.

Andreas Kaminski waigen Formen, mit denen auf Nichtwissen und Risiko reagiert werden kann. Solche Formen können Vertrauen und Vertrautheit sein. Dabei stellt sich dann die Frage, ob Nichtwissen nicht durch diese Formen eine Einklammerung und Invisibilisierung erfährt.

Denkt man an Simmels prominente Bestimmung von Vertrauen als »mittlerer Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen«, dann erscheint dies nicht plausibel.⁴² Vertrauen wird dann geradezu definiert durch Nichtwissen. Man muss allerdings unterscheiden zwischen den Bedingungen für das In-Kraft-Treten von Vertrauen und seinem In-Kraft-Sein. Vertrauen hat zur Voraussetzung, dass Nichtwissen besteht. Die Funktion von Vertrauen besteht jedoch gerade darin, Nichtwissen zu invisibilisieren und Zukunft zu einer bestimmten zu machen.⁴³ Darin liegt auch der Sinn der Rede von Vertrauen als Komplexitätsreduktion.⁴⁴ Und hierin gleicht Vertrauen dem Misstrauen.⁴⁵ Durch Vertrauen scheint somit eine Form gegeben, welche Nichtwissen zwar zur Voraussetzung hat, es aber zugleich zum Verschwinden bringt.⁴⁶

Eine damit verwandte, gleichwohl verschiedene Form ist Vertrautheit. Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass selbst das Unvertrauteste und Unbekannteste zunächst doch immer nur durch Bekanntes und Vertrautes beschrieben werden kann.⁴⁷ So hat es zwar eine mögliche ideologische Funktion, wenn in der Beschreibung von Nanotechnik Natur selbst als Nanoingenieurin und uralte Nanotechnik figuriert, der Mensch weiterhin bloß als Techniker erscheint und die strukturelle Homologie zwischen freier Marktwirtschaft und der Selbstorganisation eines Moleküls betont wird.⁴⁸ Die Möglichkeit des Glückens solcher Vertrautmachung ist aber darin angelegt, dass jede Beschreibung vor das Problem gestellt ist, das Neue nur mit dem Alten beschreiben zu können. Will man auf positive (nicht af-

42 | G. Simmel: Soziologie, S. 393.

43 | Vgl. Olli Lagerspetz: »Vertrauen als geistiges Phänomen«, in: Martin Hartmann/Claus Offe (Hg.), Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts, Frankfurt/Main 2001.

44 | Vgl. Niklas Luhmann: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität, Stuttgart 42000.

45 | Vgl. N. Luhmann: Vertrauen, Kap. 10.

46 | Vgl. A. Kaminski: »Technik als Erwartung«, S. 141–146.

47 | Vgl. N. Luhmann: Vertrauen, Kap. 3; ders.: »Vertrautheit, Zuversicht, Vertrauen: Probleme und Alternativen«, in: M. Hartmann/C. Offe (Hg.), Vertrauen. Ferner: Hans Blumenberg: Arbeit am Mythos, Frankfurt/Main 62001, insbes. S. 11.

48 | Alfred Nordmann: »Shaping the World Atom by Atom. Eine nanowissenschaftliche WeltBildanalyse«, <http://nsts.nano.sc.edu/papers/AN2.html>, download vom 04.02.2005.

firmative) Weise etwas über eine ›revolutionäre‹ Technologie mitteilen, scheinen Alternativen nicht gegeben.

*Nichtwissen
im Überfluss?*

3. Die oben skizzierte Diskussion sah Nichtwissen als unvermeidlich und im Überfluss gegeben an. Mit den Hinweisen auf Vertrautheit, Vertrauen/Misstrauen und den pragmatischen Technikalltag lässt sich die Vermutung begründen, dass die Erfassung von Nichtwissen eine mühevoll Aufgabe sein kann. So geht die Diskussion um die Einflüsse elektro-magnetischer Felder auf menschliche Körperzellen zumeist von großer Bestimmtheit aus, eben im Vertrauen in die Technik oder im Misstrauen. Die Wahrscheinlichkeit des Unwahrscheinlichen muss zunächst erforscht und durch organisatorische Maßnahmen als Dauererwartung aufwändig institutionalisiert werden, damit ein Abgleiten in allzu große Routinen abgefangen werden kann. Und die technikkritische Diskussion sieht sich vor das Problem gestellt, in ihren positiven Beschreibungen neuer Technik deren Neuheit systematisch zu unterlaufen, indem sie mit vertrauten Begriffen und Metaphern agieren muss.

Wie aber gelingt es neuer Technologie dann, solch enorme Potentialerwartungen auf sich zu ziehen?

Welpunkte

Ein Weltbild ist für Wittgenstein ein Zusammenhang von Überzeugungen, »worin sich Folgen und Prämissen gegenseitig stützen«⁴⁹. Wittgenstein verwendet hier eine stark kognitive und logische Sprache. Eine phänomenologische Analyse müsste dies vermutlich reformulieren. Worauf Wittgenstein aber mit Titeln wie Folge und Prämisse hinweisen möchte, sind bedeutsame Unterschiede in unseren Gewissheiten. Die gesamte Schrift »Über Gewißheit« ist dem Versuch gewidmet, die klassische Unterscheidung von Vernunft und Erfahrung, Logik und Geschichte zu unterlaufen. Traditionell und hier ein wenig vereinfacht ist das Feld des Wissens in zwei Bereiche geteilt: notwendige und damit apodiktisch gewisse Vernunftwahrheiten und historisch-kontingente Tatsachenwahrheiten. Wittgenstein weist nun darauf hin, dass es empirische Sachverhalte gibt, die nicht zum Bereich der Logik zählen, die aber dennoch apodiktische Gewissheit haben. Logisch mögen sie kontingent sein, faktisch erscheinen sie hochgradig selbstverständlich und sicher. Wittgenstein nennt dafür Überzeugungen wie: »Dies ist meine Hand«, »Ich war nie auf dem Mond«, »Alle Menschen haben Eltern«. »Dies ist meine Hand« ist

49 | Ludwig Wittgenstein: Über Gewißheit, Frankfurt/Main 1984, § 142. Vgl. ferner §§ 93–105.

Andreas zwar kein logisch-analytischer Satz, doch ein Irrtum hierin wäre von
Kaminski erheblichem Unterschied zu einem Irrtum darüber, ob in einer Ent-
fernung von so und so viel ein Planet existiert oder wie viele Wirbel
Katzen haben.⁵⁰

Wittgenstein gewinnt damit eine Differenzierungsmöglichkeit der Erfahrungssätze. Man kann theoretisch nicht belegen, dass hier meine Hand ist; aber man kann dies auch nicht eine Hypothese nennen: »Es ist nämlich nicht wahr, daß der Irrtum vom Planeten zu meiner eigenen Hand nur immer unwahrscheinlicher werde. Sondern er ist an einer Stelle auch nicht mehr denkbar.«⁵¹ *Nicht denkbar: nicht in einem logischen Sinn, sondern im Sinne eines Fortbestands des Weltbilds.* Die Überzeugungskraft jedes einzelnen Satzes wird von den anderen Sätzen gestützt, mit denen er zusammenhängt. So wird das Weltbild für Wittgenstein ein Zusammenhang von Überzeugungen, die qualitativ gleichwohl verschieden sind, von zweifellosen Gewissheiten bis zu verschiedenen Abstufungen von Anschein.

Wittgenstein legt mit dem Begriff des Weltbilds keine Techniktheorie vor. Aber mir scheint, dass man seine Überlegungen gewinnbringend hier einsetzen kann. Denn was neue Technologien in Frage stellen, sind Erfahrungsgewissheiten, die als nicht kontingent gelten, ohne logisch geadelt zu sein. Die Atomtechnik evozierte die Vorstellung, unbegrenzt Energie zu verschwindend geringen Kosten zu produzieren, und zwar zu einer Zeit als Strom eine äußerst knappe Ressource war.⁵² Die neuen Biotechnologien ermöglichen beispielsweise die Vorstellung eines Kindes, dem nicht mehr eindeutig Eltern zugeschrieben werden können. Und die Nanotechnologie suggeriert, gleich die gesamte Natur neu konstruieren zu können.

Mit Wittgensteins Begriff des Weltbildes kann das der Technik zugeschriebene Potential genauer analysiert werden. *Zunächst* stellen neue Technologien (exemplarisch) eine grundlegende Gewissheit in Frage. Da aber, wie Wittgenstein zeigt, das Weltbild einen Zusammenhang darstellt, steht *zweitens* nicht nur eine wenn auch fundamentale Gewissheit in Frage, sondern ein ganzer Zusammenhang. »Folgen und Prämissen« stützen sich gegenseitig, folglich wird eine welterschütternde Dynamik freigesetzt. Und deshalb sind die Konsequenzen einer etwaigen künstlichen Züchtung des Menschen so unabsehbar. Die Veränderung setzt sich rhizomartig fort. Auf diese Weise wird *drittens* Welt technisch außer Kraft gesetzt. Und darin liegt das Potential neuer technologischer Paradigmen. Durch die positiven Beschreibungen der Potentiale neuer Technologien wird da-

50 | Ebd., § 52.

51 | Ebd., § 54.

52 | Vgl. Albrecht Weisker: »Kernenergie gegen Zukunftsangst«, in: Ute Frevert (Hg.), Vertrauen. Historische Annäherungen, Göttingen 2003, S. 394–421.

bei nicht so sehr eine Zurückholung des Unbekannten in das Vertraute geliefert, denn mehr als dass neue Welt positiv gesetzt wird, wird die vertraute aufgelöst. *Nichtwissen im Überfluss?*

Man kann an dieser Charakterisierung erkennen, dass neue Technologien nicht an Welt direkt ansetzen (was sollte dies auch heißen?), sondern den metonymischen Umweg über Weltpunkte nehmen, welche wie das Element einer Menge, das zahlreiche Elemente eben dieser gleichen Menge enthält, funktioniert. Folglich kommt es zu Missverständnissen, wenn in Debatten die Sorgen über die neuen Möglichkeiten durch punktuell rationale Lösungen aufgefangen werden sollen. Die Technologie stellt Welt in Frage und betrifft damit nicht bloß punktuelle Risiken; sie mag dies aber suggerieren, indem sie an einem welthaltigen Punkt ansetzt. Anders formuliert, liegt das Missverständnis darin, dass auf Angst mit furcht-abbauenden Maßnahmen reagiert wird. Angst ist »Intentionalität des Bewusstseins ohne Gegenstand«⁵³. Furcht ist dagegen auf einen bestimmten Gegenstand bezogen, der aber schon eine vertraute Welt voraussetzt. Jede Abwehr einer Furcht kann deshalb nicht überzeugen oder lässt eine neue an die Stelle der alten treten. Man kann deshalb Anschluss an Japps Begriff des unspezifischen Nichtwissens suchen.⁵⁴

Nachzutragen bleibt nun der Fortgang von Kafkas Erzählung. Das Tier schildert, dass ihm der Bau nicht nur zum Schutze dient, sondern Vertrautheit bietet. Es bemerkt nach einem zeitweiligen Verlassen und der Wiederkehr in den Bau ein Geräusch, das es zunächst für harmlos hält. Es vermutet, dass andere kleine Tiere, Mäuse oder Ratten, in seiner Abwesenheit wie schon des Öfteren Löcher gegraben haben, durch die ein Luftzischen entstand. Doch die erste und auch die nachfolgenden Hypothesen werden widerlegt, weil das Geräusch an allen Orten gleich stark ist: »Vor dieser Erscheinung versagen meine ersten Erklärungen völlig. Aber auch andere Erklärungen, die sich mir anbieten muss ich bald ablehnen.«⁵⁵ Keine geänderte »Methode« und auch kein geplanter »Forschungsgraben« können »Gewissheit« bieten.⁵⁶ Durch das gleichsam ortlose Geräusch und den Zusammenbruch aller Erklärungen wird von Kafka die Situation unspezifizierbaren Nichtwissens geschildert, also die Situation der Angst, der entspricht, dass in der Vorstellung des Tiers das Geräusch von einem gänzlich unbekannten Tier stammt anscheinend eines derjenigen, von denen es heißt: »nicht einmal die Sage kann sie be-

53 | H. Blumenberg: Arbeit am Mythos, S. 10.

54 | Vgl. K. Japp: »Die Beobachtung von Nichtwissen«.

55 | F. Kafka: Der Bau, S. 492f.

56 | Ebd., S. 494 und S. 498.

Andreas schreiben«, das seinen Bau in atemberaubender Geschwindigkeit
Kaminski umkreist und aushöhlt, also Welt auflöst.⁵⁷

57 | Ebd.: Der Bau, S. 467.